

Der Philosoph

Autor(en): **Burg, A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **1 (1906-1907)**

Heft 10

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748247>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ich, oder ich bin das Maß aller Dinge. Das führt mit der Zeit zu einer Art von Cäsarenwahnwitz, der nichts mit der souveränen Gewalt über den Stoff gemein hat, welche erlesenen, kritischen Geistern eignet, die das Gefühl, Künstler zu sein, nie dazu mißbrauchen, Selbstanbetung zu treiben. Etwas, diesem Cäsarenwahnwitz Ähnliches drückt sich in den stilistischen Hemdärmeligkeiten gewisser Berliner Kritiker aus. Ihr Benehmen verstößt gegen die Forderung: der Kritiker sei Gentleman!

Doch genug davon!

Man hat oft darüber gestritten, ob der Kritiker auch Künstler, artifex sein solle oder nicht. Eine müßige Frage! Etwas steht fest: niemals darf der Kritiker ein Mensch sein, für den der Verstand das letzte Wort spricht. —

Es ist möglich, daß ich mit dieser letzten Äußerung ein Gebiet betreten habe, das nicht in unmittelbarem Zusammenhange mit meinem Thema steht. Welchen Anteil hat der reine Verstand überhaupt an der Kunst? Diese ungelöste Frage berührte ich damit.

Die Träume einer zukunftsfrohen Seele habe ich in diesen Blättern niedergelegt, ohne mich der Melancholie zu verschließen, welche die Zustände der Gegenwart in jedem Denkenden wachrufen müssen. Träume — man darf über sie lächeln, aber bleiben sie trotzdem nicht schön?!...



Der Philosoph.

Mit seinen Freunden hatte er gezecht und „Profit“ gerufen bis fünf Minuten vor zwölf Uhr. Als er aber sah, daß der Zeiger sich Mitternacht näherte, erhob er sich rasch, verabschiedete sich mit kurzem Gruß und Glückwunsch und trat hinaus in die helle kalte Silvesternacht.

Der eigentümliche Zauber, der nur dieser einen Nacht im Jahre eigen ist, nahm ihn gefangen. Er blickte zu dem sternklaren Himmel auf und

meinte, daß etwas Wunderbares geschehen müsse. So sicher war er dessen, daß er darauf mit einer gewissen neugierigen Spannung wartete.

Und siehe da, durch die menschenleere Straße kam plötzlich eine seltsame Gestalt gegangen. Ein Greis mußte es sein, denn er ging gebeugt am Stabe, sein weißer Mantel flatterte um seine langen Glieder, und so weiß, wie sein Mantel, war sein Bart, der ihm bis auf die Knie herabfiel.

Doktor William De la Volta blieb stehen und sah dieser Gestalt entgegen. Immer näher kam sie ihm, und da sie ganz nahe war, hub der Doktor wie selbstverständlich zu sprechen an.

„Wo geht Ihr noch hin?“ fragte er mit lauter, widerhallender Stimme, über die er sich selbst wunderte.

Der Greis hob den Kopf und murmelte:

„Nicht mehr weit!“

Der Doktor wußte, wen er vor sich hatte; er zog die Uhr und sagte:

„Ihr habt noch drei Minuten Zeit!“

Der Greis machte eine langsame, wegwerfende Bewegung mit der Hand:

„Zeit? Wozu? Um Dir einen letzten Wunsch zu erfüllen? Du bist der letzte, den ich sehe, — wohlán, so wünsche!“

Da begann dem Doktor das Herz wild zu schlagen; alle unerfüllten Wünsche seines Lebens tanzten einen tollen Reigen um ihn. Und doch hatte er geglaubt, mit ihnen abgeschlossen zu haben. Sollte er so töricht sein wie ein Kind und etwas wünschen?

Im selben Moment erschallte ein helles Knabengelächter neben ihm. Und als er sich darnach umwandte, sah er einen prächtigen Jüngling neben sich stehn, dessen goldenes Gewand hellstes Licht ausstrahlte und seine jugendschönen Züge beleuchtete.

„Wünsche nichts von diesem Alten“, rief der Jüngling, „wünsche von mir. Ich habe zu geben, nur ich allein. Seine Zeit ist um. Was willst du haben? Willst du Rosen, willst du Wein, willst du Gold?“

Seltam, dieselbe Frage, die, von dem Greise gestellt, des Doktors Herz aufgewühlt hatte, ernüchterte ihn, da ihm der strahlende Jüngling sie vorlegte. Mit einem Mal erinnerte sich De la Volta, daß er eigentlich ein Philosoph sei. Er knöpfte fröstelnd seinen pelzgefütterten Rock zu und sagte mit seiner gewohnten ruhigen, etwas schleppenden Stimme:

„Rosen? Ich pflücke sie selbst, wo ich sie finde. Wein? Ich brauche ihn nicht! Gold? Ich habe genug davon: Ich wünsche nichts von Dir, denn ich weiß, daß Du es mir doch nicht geben würdest. Gehe ruhig Deine Straße; ich nehme alles, wie es kommt.“

Da lachte der Jüngling noch einmal silbern auf.

„Du Tor!“ rief er, und federnden Schrittes eilte er davon.

Doktor De la Volta strich sich über die Stirn und blickte um sich. Auf einem Stein zusammengekauert saß der Greis.

„Ihr seid noch da?“ fragte der Doktor.

Der Alte nickte schwer. Sein Kopf sank immer tiefer; aber während von allen Türmen der Stadt ein vielstimmiger, schwermütiger Glockengesang anhub, fing auch der Greis noch einmal an zu sprechen:

„Du tatest recht, Dir nichts zu wünschen; denn Deine Wünsche wären unerfüllt geblieben. Vor einem Jahr war ich ein leuchtender Jüngling wie jener, und alle, die mir in den Weg kamen, frug ich: „Was wünschest du?“ Ich hielt mich für unendlich reich, reich genug, um alle zu beglücken. Aber ich erfuhr, daß das, was ich an Schönem zu vergeben hatte, nur für einen winzig kleinen Teil der Menschen genügte, und allen andern mußte ich graue Tage oder gar schwarze Tage bringen. Erwarte nichts — erwarte nichts!“

Es ging wie Nebel von dem Alten aus; immer verworrener wurden die Umrisse seiner Gestalt, und als der letzte Glockenton verklungen war, da war auch die letzte Spur von dem Alten dahin.

Der Doktor ging nach Hause. Aber er legte sich nicht schlafen. In seinem Zimmer ging er auf und ab, bis der erste Morgenschein in sein Fenster fiel.

Durch die von der Kälte angelaufene Scheibe blickte er hinaus.

Neujahrstag!

War denn das etwas Besonderes? War dies nicht ein Tag wie jeder andere in dem Ring ohne Anfang und Ende? Nur die Menschen hatten etwas aus diesem Tag gemacht, um ihn feiern zu dürfen.

Doktor De la Volta lächelte über die Menschen und über den Neujahrstag, denn er war ein Philosoph.

Früh schon wurde es lebendig in den Straßen. Und da der Doktor Kopfschmerzen hatte, so ging auch er hinaus an die Luft. Da fand er noch mehr Gelegenheit, über die Menschen und den Neujahrstag zu lächeln.

Alle sahen sie ganz anders aus als gestern. Mit frohen, erregten, erwartungsvollen Gesichtern gingen sie daher. Sie lächelten alle und trugen hübsche, vielversprechende Paketchen mit sich, und wo zwei Bekannte sich trafen, da schüttelten sie sich die Hände und wünschten sich gegenseitig alles mögliche.

Der Doktor amüsierte sich köstlich über die Menschen und den Neujahrstag. Alle, die ihm begegneten, schaute er daraufhin an, was sie wohl von diesem Jahr erwarteten. Da schritt der Geschäftsmann, behaglich in Pelz gehüllt, und seine Miene verriet es deutlich, daß er für dies Jahr einen ganz bedeutenden Aufschwung für sein Geschäft erwartete. Da ging der Arbeiter, die Hände in die Taschen des fadenscheinigen Rockes gesteckt und der Doktor las es auf seinem Gesicht, — es mußte

im neuen Jahr Lohnaufbesserung geben. Da eilte flink das reizende Bürgermädchen und sah sich schon in Kranz und Schleier. Und dort der junge Mann mit dem interessanten glattrasierten Gesicht — dies Jahr würde ihm seinen ersten großen Erfolg bringen.

Ja, es war nicht einer, der nicht etwas erwartete.

Merkwürdig, des Doktors Kopfschmerzen wollten nicht weichen. All die lächelnden Gesichter um ihn wurden ihm langweilig, und es wurde ihm langweilig, über die lächelnden Gesichter zu lächeln.

Er ging nach Hause.

Sein Zimmer war inzwischen geheizt. Behagliche Wärme empfing ihn. Dennoch — ihm war, als fehle etwas.

Unwillkürlich trat er vor den Spiegel. Da fuhr er zurück. Das Antlitz, das ihn aus dem Spiegel ansah, war das erste heute, auf dem nichts von Erwartung, nichts von frohen Wünschen zu lesen stand. Und als er sich lange ansah, schien es ihm, als sei sein Gesicht das eines Skelettes, und aus leeren Augenhöhlen schaute er sich an.

Schauernd wandte er sich ab.

Saß dort in der Ecke nicht der Alte, der, welcher überwunden hatte, und rief ihm zu: „Erwarte nichts!“? Und dort im hellen Schein des Fensters tauchte flüchtig der lockige Jünglingskopf auf und purpurne Lippen lachten: „Du Tor!“

Und Doktor De la Volta sank in einen Stuhl, starrte vor sich hin und flüsterte es nach: „Du Tor!“

A. Burg.



Schuster Jaap.

Ein Kunstmärchen.



Ein Schuster lebte weit hinten in Pommern und der machte Schuhe, wie andere Schuster auch. Eines Tages — man weiß nicht, wie das kam, aber er war pfiffig — fiel es ihm ein, die Sohlen statt aus Leder, aus Pappe zu verfertigen. Die Kunden wetterten nicht übel, als ihnen am ersten Regentage das Wasser in Strömen in ihre Stiefel eindrang. Die einen erklärten Jaap — so hieß der Schuster — für einen Schwindler